

Für P. A., der in seinen späten Jahren
dem Zauberer von der Dechantlacke
zumindest äußerlich verdächtig nahekam. C.U.

Teil 1

Die toten Trafikantinnen

Traurig und getragen fließt sie dahin, die Moldau.

Und man kann bequem *Alle meine Entlein* dazu singen, was das Werk freilich in keiner Weise auf eine infantile Stufe stellen soll! Wobei die Frage nach der Ente und dem Ei, also was wohl vor dem anderen bestand, den zur Infantilität neigenden Hörer stets beschäftigen wird und auch den Komponisten in keiner Weise dem Plagiatsverdacht aussetzen soll. „Die Moldau“ wurde von Smetana überdies in Moll gesetzt, und auch hier muss die Frage offen bleiben, ob der Anlaut der ersten Silbe dem Komponisten zur Inspiration gereichte.

Bitte spiel mir Smetana, er war der Liebling von Mama. Nicht bloßer Rumpelvers, sondern belegbar von einem mittlerweile legendären Publikumsliebbling der Fünfziger- bis frühen Achtzigerjahre vorgetragener, polkatauglicher Sentimentalheuler. Heinz Conrads hieß dieser Publikumsliebbling, und er war natürlich auch ein Liebling von Mama.

So spielte Josef Baumann Smetana. Sang nicht *Alle meine Entlein* dazu, was Mama niemals goutiert hätte, sondern mühte sich redlich, Bedrichs beziehungsweise der Moldau Tempo aufzunehmen. Von der Quelle bis zur Mündung immer breiter werdend.

Smetana reimt sich mühsam bis überhaupt nicht auf Mama. So weit zu Heinz Conrads. Smetana reimt sich aber schon weit gefälliger auf Svoboda. Jan Svoboda schrieb zwar auch keine Polkas, sah sich jedoch als legitimer Nachfolger von Smetana und Dvořák, den beiden großen nationalen Komponisten Tschechiens. Nicht zu Unrecht, allein die Zeit schnitt

ihm die Kehle durch, und das im unangenehmsten Sinne des Wortes.

Dies kalte Eisen rührt an meinem Herzen. Diese metaphorisch gemeinte Zeile Jan Svobodas bezog sich auf seine tschechische Heimat. Die entsprechende Arie allerdings rührte Josef Baumann an sein Herz. Dafür wiederum konnte man Jan Svoboda wirklich keinen Vorwurf machen.

Josef Baumann achtete auf die Tempi und intonierte mit brüchigem Bariton. Und ihm war, als würde Tante Hedwig ihm an diesem Abend einen ganz besonders gönnerhaften Blick zuwerfen.

„Sagen Sie einmal! Was ist das für eine Zeit, in der man alten Weibern die Haut abzieht?“

Herr Reinhold ließ schwungvoll die Tageszeitung auf die kleine Marmortischplatte fallen und stellte mit der anderen Hand das Tablett daneben hin. „Tee mit Milch gefällig!“

Ohne eine Antwort abzuwarten, machte er auf dem Absatz kehrt und begann an der Vitrine mit den nicht mehr allzu frischen Mehlspeisen zu hantieren.

„So alt war sie auch wieder nicht!“, murmelte Kocek vor sich hin, goss die Milch in den Tee und beobachtete das Vermischen der Flüssigkeiten. Das war der eigentliche Grund, warum er Tee zu seinem Standardkaffeehausgetränk gemacht hatte. Goldbrauner Tee und weiße Milch ergaben zusammen ein animierendes Farbenkonvolut. Und gerade die Sekunden ihres Ineinanderfließens ergaben, je nachdem, wie schnell oder langsam man die Milch in die Tasse gleiten ließ, ein ergötzendes Schauspiel.

Kocek, das spricht sich nicht Kozcek oder Kosek, sondern Kotschek aus. Mit einem kurzen, knapp über den Stimmbändern gesprochenen „o“. In Wien jedoch spricht man den Namen als breit angelegtes gedehntes, mit geschlossenem „o“ ausgestattetes Kootschek aus. Kocek ist Kriminalbeamter und

alle diesbezüglich möglichen Witze sind bereits gemacht worden. Der Hatschek war bereits seinem Großvater abhanden gekommen und einem einfachen c ohne jedes Sonderzeichen gewichen. Seinen Vornamen allerdings hatte er zu Ehren seines Urgroßvaters erhalten. Dieser kam im Jahre 1878 von Brünn nach Wien und hieß – Theodor!

„Ich sag Ihnen was! Als Kellner hat man ja auch quasi ein kriminalistisches Auge. Die G’schicht geht no weiter, denken S’ an mich!“

Herr Reinhold, einen Teller mit Eierspeise schwingend, sauste an Kocek vorbei, in Richtung des Tisches, an dem Frau Klusacek ihr tägliches Abendmahl einnahm. Dieses, welches von ihr immer pünktlich um neunzehn Uhr dreißig hier im Café Gloria eingenommen wurde, bestand tagein, tagaus aus besagter Eierspeise, zubereitet aus zwei Eiern, wobei ihr eine Scheibe Brot als tägliche Beilage diente. Die Scheibe Brot war natürlich jeden Tag eine andere, was man von den Mehlspeisen nicht immer ruhigen Gewissens behaupten konnte.

Im neunten Wiener Gemeindebezirk, exakter in einem Haus in der Wasagasse, war die achtundfünfzigjährige Helene Semrad in ihrer Wohnung ermordet aufgefunden worden. Um genau zu sein, das, was von ihr übriggeblieben war. Das war zwar immerhin noch der Großteil ihres Körpers, jedoch eben nicht der ganze. Der allein lebenden, verwitweten Trafikantin hatte man fachgerecht, um nicht zu sagen, waidgerecht, die gesamte Körperhaut abgezogen. Nichts deutete auf Raubmord hin, die Dreizimmerwohnung in dem repräsentativen Altbau war nicht durchwühlt worden. Auffällig war lediglich, dass am späteren Tatort offensichtlich ein Tête-à-tête stattgefunden hatte. Feierlich gedeckter Tisch, zur Hälfte herabgebrannte Kerzen, Sekt, zwei Gläser.

„Ich sag’s Ihnen! Es gibt nur zwei Motive für einen Mord: Göd und Pudern! Glauben S’ ma das!“, flüsterte Herr Reinhold

im Vorbeigehen. „Zahlen gewünscht!“, rief er indes überlaut in Richtung der Fensternische, wo ein dort sitzender Gast bereits ungeduldig mit seinen Fingern auf die Tischplatte trommelte, nachdem er seinem Wunsch, den Gegenwert der konsumierten Melange zu begleichen, bereits mehrere Male erfolglos Ausdruck verliehen hatte.

„Ein Kaffeehauskellner, der beim ersten Mal ‚Zahlen!‘ gleich aufmarschiert, das ist keiner!“, war Herrn Reinholds unumstößlicher und mit der Wiener Kaffeehausstradition durchaus korrespondierender Grundsatz.

Die dritte Möglichkeit bezüglich eines Mordmotivs ist, es mit einem Wahnsinnigen zu tun zu haben, dachte Kocek. Und die Chancen dafür standen gut. Und er war es, der den Wahnsinnigen am Hals hatte.

Zwei Tische weiter hechelte ein Paar seine Beziehungsprobleme durch. *Er* saß mit eindeutiger Körperhaltung da, verschränkte Arme, weit zurückgelehnt. *Sie*, ein Gesicht kurz vorm Losheulen – Schweigen seinerseits. Von ihr Versuche von Berührungen, Versuche, die Mauer der offensichtlichen Abweisung zu durchdringen, die von ihm brüsk zurückgewiesen wurden. Dann wieder beschwichtigende Berührungen seinerseits, aber eher so, wie man ein aufgeregtes Pferd tätschelt.

Kocek dankte insgeheim für jedes seiner sechszwanzig Jahre und dafür, dass die Zeiten, in denen er noch als Sklave seiner Hormone durch die Gegend gelaufen war, weit hinter ihm lagen.

Heute würden es die beiden noch einmal miteinander tun und morgen würden sie wieder dasitzen und die gleiche Szene wie eben abermals durchspielen.

„Die Haut ab'zog'n wie einem Kinighos'n! Beim Heger in der Geflügelhandlung daneben hängen s' in der Auslag'!“, meinte Herr Reinhold schließlich, als er Koceks Wechselgeld in Münzen aus seinem Hosensack fischte und auf die Marmorplatte des Tisches zählte.

Marek ist ein schöner Name. In Wien gab es einmal einen Bürgermeister dieses Namens, einen passionierten Waidmann, dem trotz seiner sozialdemokratischen Gesinnung im Alter eine beinahe kaiserliche Ausstrahlung anhaftete. Aber vielleicht waren ja die Sozialisten in Österreich schon immer die besseren Monarchisten gewesen? Ein legendärer Fernsehkommissar hatte ebenfalls diesen Namen getragen, um nicht zu vergessen jene legendäre Giftmischerin aus den Dreißigerjahren – Martha Marek hatte sie geheißen und war für ihre Mordtaten im Dezember neunzehnhundertachtunddreißig auf dem Schafott enthauptet worden.

Marek ist eigentlich ein männlicher Vorname und bedeutet zu Deutsch Markus, und man könnte meinen, Trägern dieses Vornamens würde das Unglück an den Sohlen kleben, sofern sie nicht von hier sind und sich nicht mit k, sondern mit c schreiben.

Markus nun war kein Afrikaner, hieß tatsächlich Marek und kam aus Košice, was in der Slowakei liegt, welche wiederum Tschechiens kleinere Schwester ist, die von diesem nunmehr von Tisch und Bett getrennt mehr schlecht als recht lebt. Marek war zwanzig und liebte ein Mädchen. Das Mädchen hieß Sonja und wie es in Mareks und Sonjas Sprache üblich war, hatte ihr Familienname ein nicht unerotisches *-ova* hintendran. Plötzlich war Sonja fort gewesen aus Košice. Von Österreich war die Rede, Wien, von der Freundin eines Freundes einer Freundin, die auch dort Arbeit bekommen hatte, als Kosmetikerin oder so etwas Ähnliches. Marek war nicht dumm und wusste, was das zu bedeuten hatte, und machte sich auf nach Wien, um Sonja zu suchen und nach Košice zurückzuholen. Er hatte sogar eine Adresse bekommen, vom Freund eines Freundes einer Freundin. An dieser Adresse fand er zwar nicht Sonja, dafür aber zwei kräftige Typen, die ihm unmissverständlich in seiner Sprache und mit körperlichem Nachdruck

klarmachten, dass Sonja für ihn nicht mehr *ova*, sondern definitiv *over* war.

Zu seinem Glück war das Frühjahr schon so weit fortgeschritten, dass er auf der großen Insel im Strom nächtigen und sich so lange verstecken konnte, bis ihn seine Rippen nicht mehr allzu stark schmerzten. Ein geschwollenes Auge hatte er noch. Aber die Läden in den Einkaufsstraßen hatten wegen des sonnigen Wetters bereits die Ständer mit den Sonnenbrillen aufs Trottoir gestellt. Und immer konnten die Verkäuferinnen auch kein Auge darauf haben.

So streifte Marek durch die fremde Stadt. Ohne Geld, ohne Sonja, dafür aber mit einer gestohlenen Sonnenbrille auf der Nase und seinem Klappmesser in der Brusttasche seiner Jacke. Es war kurz vor Ladenschluss, was heutzutage auch keine exakte Zeitangabe mehr darstellt, jedoch hinlänglich die Zeit rund um sechs Uhr abends bezeichnen soll. Die Verkäuferinnen begannen die Ständer mit den Sonnenbrillen in die Verkaufsräume zurückzuräumen, und Marek stand vor einem Tabakladen. Trafik hieß das hier, aber dieses Wort kannte Marek nicht. Ein junges Mädchen kam aus dem Laden, und die Frau, die hinter diesem stand, schickte sich an, die Tür des Ladens zu versperren. Marek schlüpfte schnell durch den Türspalt ins Innere der Trafik.

„Jetzt aber schnell, sechse is’ schon!“ Ingrid Faistmantel ging zurück hinter das Verkaufspult. Der junge Mann, der beiläufig am Zeitschriftenregal hantierte, kam ihr zwar komisch vor, aber eigentlich kamen ihr alle jungen Leute, oder zumindest die meisten, komisch vor. Als sie ihrem letzten Kunden ganz kurz den Rücken zuwandte, wurde sie plötzlich von hinten gepackt und spürte etwas Hartes, Kaltes seitlich an ihrem Hals. Die Faistmantel war in ihrer dreißigjährigen Trafikantinnenlaufbahn noch nie überfallen worden. Der junge Mann sprach kein Wort. Er drückte sie nur unmissverständlich

und auffordernd in Richtung der Kasse. Sie öffnete die Lade und spürte deutlich, dass die Hände des Räubers stark zitterten. Als er sich anschickte, in die offene Kassenlade zu greifen, drehte sie sich ruckartig um. Vielleicht wollte sie ihrem Räuber die Sonnenbrille vom Gesicht reißen oder ihn bloß von sich stoßen. Jedenfalls durchfuhr ihre linke Halsseite plötzlich ein ruckartiger, schneidender Schmerz. Darüber nachzudenken, warum sie sich wirklich umgedreht hatte, dazu kam sie nicht mehr. Augenblicklich wurde ihr schwarz vor den Augen und sie sank hinter dem Verkaufspult zu Boden.

Sie sah daher auch nicht mehr, wie Marek hastig in die Kasse langte und herausnahm, was er mit einem Griff erwischen konnte. Die großen Scheine mit den drei Nullen drauf, durchzuckte es ihn seltsam klar, dann stieg er über die auf dem Boden Liegende, nahm den innen im Schloss steckenden Schlüssel an sich und verspernte die Tür von außen.

„Öha!“, schrie ein Mann, den er einige Meter weiter auf dem Gehsteig über den Haufen rannte. Die „Rotzpipm, depperte!“, die ihn noch als Draufgabe ereilte, hörte er nicht mehr, und hätte sie auch nicht als ihm geltende Beschimpfung einzuordnen vermocht.

Das Gespräch mit dem Hofrat war verlaufen wie erwartet. Der Hofrat zählte eins und eins zusammen und kam auf ein dreistelliges Ergebnis. Die erste Eins waren die Überreste der bedauernswerten Frau Semrad, die zweite Eins bestand aus dem ausgebluteten Körper der nicht minder bedauernswerten Frau Faistmantel, deren Leiche erst entdeckt worden war, nachdem am Morgen nach der Tat einem Passanten das unter der Ladentüre durchgesickerte Blut aufgefallen war.

Das dreistellige Ergebnis drückte sich in seinem Beharren darauf aus, dass diese beiden Fälle der Einfachheit halber zusammengehören hatten. Zwei tote Trafikantinnen innerhalb von

drei Tagen und in beiden Fällen war die Tatwaffe zweifelsfrei ein messerähnliches Werkzeug. Im Falle der Faistmantel sei der Täter eben gestört worden, und von Raub könne man angesichts einer überwiegend gefüllten Kasse wirklich nicht ausgehen.

„Die beiden Fälle hängen wir praktischerweise zusammen, nicht wahr, Herr Kollege?“, hatte er Kocek auf den Heimweg mitgegeben.

„Sie schau’n aus, als hätt’ Ihnen ein Hofrat die Welt erklärt“, waren Herrn Reinholds Begrüßungsworte an Kocek, als dieser das Café Gloria an diesem frühen Abend betrat.

Kocek bestätigte Herrn Reinhold dessen Vermutung und nahm an seinen Stammpplatz, zwei Tische neben der Fensterische, Platz.

Herr Reinhold war Kaffeehauskellner aus Berufung. Er regierte und dirigierte hier im Café Gloria, kannte die Vorlieben seiner Stammgäste und entsprach ihnen unaufgefordert. Dieser Umstand darf keinesfalls mit devoter, unterwürfiger Arschkriecherei verwechselt werden. Er war einfach, trotz seines erst mittleren Alters, der längst musealen Institution des Wiener Kaffeehauses mit Leib und Seele verbunden. So konnte er auf respektloses Verhalten von Gästen, das mit den Gepflogenheiten, die im Café Gloria herrschten, nicht korrespondierte, äußerst grob reagieren, und so mancher Schlurf – auch wenn Herr Reinhold in seiner Jugend zweifellos selbst einmal ein solcher gewesen war – fand sich von ihm eigenhändig und keine weiteren Fragen offenlassend aus dem Lokal befördert. Theodor Kocek jedoch war ihm beinahe ans Herz gewachsen, ein Gast nach seinem Geschmack. Respektvoll der Autorität des Kellners gegenüber, dabei aber durchaus kommunikativ, selbstbewusst und mitunter sogar generös in seinen Trinkgeldern.

Kocek kam seit bald einem Jahr in dieses Kaffeehaus. Er war in diesen zentrumsnahen Teil der Stadt gezogen, nachdem er seiner mittlerweile erwachsenen Tochter, mit der er nach dem frühen Unfalltod seiner Frau allein lebte, die gemeinsame Wohnung überlassen und sich angeschickt hatte, für sich ein neues Leben zu gestalten. Hier im Bezirk gab es im Vergleich zu anderen Wiener Gegenden noch relativ viele alte, kleine Kaffeehäuser, und Kocek beschloss, dass der tägliche Besuch eines solchen – quasi als verlängertes Wohnzimmer – hervorragend zu seinem neuen Lebensstil als gesetzterer, alleinstehender, nicht unattraktiver Mann von feiner Lebensart passen würde. Alle Welt stylte sich, warum also nicht er selbst auch ein wenig. Überhaupt, wenn es mit so wenig Aufwand wie mit täglichen Besuchen in einem Stammkaffeehaus zu bewerkstelligen war. Überdies ließ es sich hier famos nachdenken. Zum Beispiel darüber, dass eins und eins zwei sind. Zumindest so lange, bis jemand eine bessere Lösung vorzuschlagen hatte. Oder darüber, was die Kollegen der zurzeit personell dezimierten Ermittlungsgruppe Kocek inzwischen über die Semrad herausgefunden hatten. Sie war alleinstehend, und sie hatte, wie in der Wohnung aufgefundene Briefe bewiesen, diverse Kontaktanzeigen in einschlägigen Zeitschriften wie der „Nachtpostille“ oder dem „Allgemeinen Kontaktanzeiger“ aufgegeben. Kollegin Gaby Schmidbauer recherchierte sowohl in dieser Richtung als auch im Fall des offensichtlichen Raubmordes an Ingrid Faistmantel.

„Ich hab g’lesen, da ist schon wieder a Trafikantin ausblat, die reinste Bluatoper. Ham Sie was zu tun in den Fällen?“

Es war zweiundzwanzig Uhr fünfundvierzig, fünfzehn Minuten vor der Sperrstunde des Café Gloria, Kocek der letzte verbliebene Gast und Herr Reinhold beinahe schon après.

„Wir ermitteln“, antwortete Kocek.

Die Tür des Lokals wurde aufgestoßen.